

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrrow.
(Fortsetzung.)

Am dritten Tage endlich kam ein Telegramm von Kirolov. Es war aus einer Küstenstadt datiert und kam mit vierundzwanzig Stunden Verspätung an.

„Bin leider noch nicht eingestellt. Komme noch einmal zurück und bitte um Abschiedsstreifen. Hermann.“

„Abschiedsstreifen,“ murmelte Ruth entgeistert. Sie reichte Frau Ulrich das Telegramm hin, doch diese lächelte nachsichtlich:

„Er drückt sich nur etwas ungeschickt aus. Natürlich meint er nur, daß er vor der Einlieferung noch mit Ihnen zusammen sein will. Telegraphieren Sie ihm doch, er möchte hierher kommen. Sie können ja dann mit ihm spazieren gehen, wohin Sie wollen.“

Am nächsten Tage war er da.

Ruth empfing ihn allein in dem großen Blumenzimmer und sie fiel ihm sofort um den Hals.

„Hermann,“ rief sie, „das ist ja furchtbar, daß du nun auch mitmußt!“

Er lachte und hob ihr Gesicht empor.

„Furchtbar? Herrlich ist es, mein Mädel! Gott sei Dank, daß es endlich losgeht! Dieses ewige Hinziehen war ja nicht mehr zum Aushalten. Aber nun wollen wir uns sofort trauen lassen, nicht wahr?“

„Was? Trauen? Aber Hermann!“

„Ich meine Kriegstraung. Das ist jetzt ganz einfach. Und da ich mindestens noch acht Tage Zeit habe, wie man mir auf dem Kommando sagte, so können wir es sehr gut einrichten.“

Sie trat ganz erschrocken zurück:

„Aber ich denke gar nicht daran! Wozu denn nur?“

„Perzlieb, damit wir uns haben! Sind wir Mann und Frau, dann kann uns nichts und niemand mehr trennen, und ich ziehe ruhigen Herzens in den Krieg.“

„Trennen kann uns auch ohne Trauung kein Mensch. Ich verstehe dich nicht! Es hätte doch nicht den geringsten Sinn!“

Er preßte einen Moment die Lippen zusammen.

Zum erstenmal sah sie die scharfgewellte Ader an seiner Schläfe anschwellen und ein zorniges Licht in seinen Augen aufblitzen.

„Keinen Sinn?“ rief er. „Ruth, kannst du denn nicht wenigstens meine Liebe verstehen, wenn du sie auch nicht entfernt erwidert? Begreift du nicht, daß es mir ein Segen und Trost wäre, wenn ich meine angetraute Frau zurückließe, an die ich ein Recht habe, und die alle Rechte an mich hat? Und daß ich doch wenigstens vorher noch ein glücklicher Mensch gewesen wäre, wenn ich dann auch vielleicht nie wiederkehre?“

Aber seine lärmischen Worte ließen sie nur noch mehr

zurückscheuen. Seine Blut war ihr fremd, und sie verstand ihn wirklich nicht.

„Ich habe dich lieb,“ sagte sie stolz, „und du weißt es. Was bedarf es erst noch einer Ehe, die keine Ehe wäre, da sie nur einige Tage dauern kann? Liegt dir soviel daran, daß ich deinen Namen tragen soll? Das ist etwas Gleichgültiges, und ich lege keinen Wert darauf.“

„Ruth!“ bat er, doch in seiner Stimme war etwas Drohendes.

„Sei doch vernünftig, Hermann,“ murmelte sie. „Es ist so überstürzt und so planlos. Es ist vor allem so ganz und gar unnötig! Weshalb soll ich dieses Haus verlassen, in dem ich mich wohl fühle.“

„Ah so, das also ist es!“ höhnte er. „Du fühlst dich wohl in dieser Umgebung — na ja, ich kann es dir nicht verdenken. Und da läßt du lieber den armen Schlucker ungetröstet in den Krieg ziehen.“

„Hermann!“ schrie sie auf. „Was ist das? Was für eine Gesinnung traust du mir zu?“

Aber seine ganze Heftigkeit war erwaucht, und er fühlte sich tief verletzt über ihre kühle Ablehnung seiner brennenden Wünsche.

„Es ist hier gar nicht von Gesinnung die Rede,“ sagte er scharf, „sondern von Tatsachen. Ich bitte dich, da ich mich doch wohl sozusagen als deinen Verlobten betrachten darf, daß du dein Wort einlöst und meine Frau wirst. Und du schlägst es mir ab. Das ist doch wohl der Tatbestand, nicht wahr?“

Sie sah ihn gequält an.

„Wie bist du nur, Hermann! Ja, es ist der „Tatbestand“, gewiß. Aber ich beabsichtige doch nicht, mein Wort zu brechen. Ich will ja deine Frau werden! Wir wollten doch noch zwei Jahre warten.“

„Und wenn ich falle? — Dann ist es dir anscheinend ganz egal, ob wir vorher noch ein paar Tage selig zusammen waren? Ja, du bist klug und weise, und gar zu überlegt! Ich aber — ob ich leide, ob du mir meinen so selbstverständlichen, natürlichen Wunsch abschlägst, das — das kommt ja gar nicht in Betracht!“

„Du bist hart, Hermann,“ flüsterte sie. Sie war sehr bleich geworden, und ihre Augen brannten in nassem Feuer.

„Ich bin hart? Ich? Nun, das allerdings hatte noch gefehlt! Das ist die berühmte, weibliche Logik, an die ich bisher noch nicht geglaubt hatte. — Aber ich sehe schon, du hast denselben Eisenkopf wie dein Vater, du denkst nicht daran, nachzugeben, nur einfach mir zuliebe! — Ueberlege es dir, Ruth — es erscheint dir vielleicht doch noch in anderem Lichte, wenn du ein wenig nachdenkst! Vorsäufig fürchte ich, ich bin nicht in der Stimmung, um einen gemütlichen Spaziergang mit dir zu machen — Lebwohl — schreibe mir, wann ich dich wiedersehen kann.“

Er war hinaus, noch bevor sie etwas erwidern konnte. Sie stand da wie versteinert.

Was war das? Hatte sie ihn denn beleidigt? Wodurch

hatte sie ihn so erzürnt? Und wo nahm er das Recht her, sie so zu behandeln?

Sie atmete schwer und fühlte, daß ihr Herz in langsamen, mühsamen Schlägen ging.

Und doch hatte sie ihn in diesem Augenblick lieber als jemals vorher. Nicht weil er „wie ein Ehemann brutal“ geworden war, sondern weil er ihr namenlos leid tat. — Quellwarmes Mitleid brodelte in ihr hoch.

Er litt! Sie hätte seinen Kopf zwischen ihre Hände nehmen und ihn süß und sanft trösten mögen: „Komm doch zu dir, mein lieber Bursch, sei doch brav, schau, ich hab dich ja über alles lieb!“

Unten fiel die Haustür dröhnend ins Schloß. Und aus dem Nebenzimmer kam ein schneller, nicht eben leichter Tritt herbei. Frau Ulrich hatte Kürow forteilen sehen und kam besorgt, nach der Ursache zu fragen.

„Na, Ruth, na, Mädchen, ich bitte Sie! Was ist denn los? Wie sehen Sie denn aus?“

Einen Augenblick stand Ruth noch da, die Lippen fest zusammengepreßt und ohne sich zu rühren. Dann hob sie den Blick und sah die guten, mütterlichen Augen auf sich gerichtet, und ihr Trost schmolz dahin.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und rief: „Er braucht nicht mehr wiederzukommen! Er ist so wütend! Er wollte durchhaus, daß wir uns kriegsraunen lassen sollten. Und ich wollte nicht. Da ist er fortgerannt wie ein Berserker.“

Frau Ulrich bettete den blonden Kopf an ihre Schulter und streichelte das lockige Haar. Ruth sah es nicht, daß ein halbes Lächeln um den großen, festen Mund lag, doch hörte sie die warme Stimme sagen: „Das war sehr verständlich von Ihnen, meine Kleine. Wozu denn im Sturm heiraten? Um jeden Preis noch rasch trauen lassen? Ohne jeden zwingenden Grund? Ne, lieber Herr Kürow, das konnten Sie denn doch nicht verlangen — Aber klar ist's, daß er sich darüber fürchterlich geärgert hat. So sind die Männer! Und Widerspruch vertragen sie alle zusammen nicht, darin war sogar mein Karl komisch.“

Lange tröstete sie an dem jetzt herzhast weinenden Mädchen herum. Ruth hatte es gar nicht gemerkt, daß sie Frau Ulrich zu dem Sofa geführt hatte, und daß sie hier nun alle beide saßen; gar nicht wie Prinzessin und Gesellschafterin, sondern wie Mutter und Kind.

Nach und nach ward ihr wohlter und ruhiger zumut.

Sie fühlte sich im Recht, und sie wußte, daß sie auch nach tagelanger Ueberlegung nicht anders über die Sache denken würde als jetzt.

Schließlich war es recht gut, wenn Hermann sah, daß sie nicht das willenlose und süßame Mädchen war, das er vielleicht in der Ehe zu finden wünschte.

Wie hatte es doch Therese genannt? „Unterbuttern“ieß sie sich nicht, so mir nichts dir nichts. Und wenn es sich hier etwa um ein „Entweder-Oder“ handelte, dann mochten die Dinge ihren Lauf nehmen. Sie stand da wie weiland Martin Luther und „konnte nicht anders“.

15. Kapitel.

Therese war seit einer Woche nicht eine halbe Stunde mehr zur Besinnung gekommen und hatte buchstäblich keine Zeit gefunden, an Ruth Nachricht gelangen zu lassen.

Nicht eine Minute hatte sie gezwiefelt, was sie jetzt zu tun hatte.

Das Vaterland rief nach den Seinen. Und nicht nur nach den Männern, o nein. Auch die Frauen sollten jetzt ihr Deutschtum beweisen, sollten zeigen, daß sie für ihr Vaterland jedes Opfer bringen wollten.

Wie froh war sie, daß sie vor zwei Jahren — damals unter vergeblichem Protest von Onkel Gustav — einen Kurzus als Krankenschwester durchgemacht und sich ein vortreffliches Zeugnis geholt hatte.

Nun konnte sie hoffen, beim Roten Kreuz anzukommen, wo ein ebenso unerwarteter, riesenhafter Andrang sich zeigte wie beim Heer.

Die ersten beiden Tage waren resultatlos verlaufen, denn noch war nicht das große, bewundernswerte Werk so bis in alle Einzelheiten organisiert, daß die Tausende von Bewerberinnen sogleich abgefertigt werden konnten.

Aber Therese fand auch noch anderes zu tun. Sie hatte eine Menge Bekannte unter der Jugend, die sich als Wanderbengel und Pfadfinder betätigt hatten. Und oft schon hatte sie dem einen oder andern Mitglied mit Rat und Tat nützen können. — Jetzt stand die Glocke an ihrer Wohnung den

ganzen Tag nicht still, so viele kamen und wollten „auch mittun“.

Kriegsfreiwillige meldeten sich in jeder Stadt, nicht nur in Berlin, in Legionen. Therese erhielt von einem Bekannten eine verzwiefelte Postkarte aus Hannover: Es hätten sich am ersten Tage vierzehntausend Kriegsfreiwillige dort allein gemeldet. Und es sei „natürlich“ ganz ausgeschlossen, dort anzukommen; ob Fräulein Verber nicht zufällig ein Regiment wüßte, wo man noch angenommen würde?

Therese lachte und schüttelte den Kopf. Herrlich, über alle Begriffe herrlich war ja das alles! Aber wo sollte sie plötzlich militärische Verbindungen herbekommen? Die Leutnants, die sich bei Otter photographieren ließen, die waren ja längst ausgerückt. Und sie selbst hatte auch Wichtigeres zu tun, als dem stürmenden Jungen bei seinen Schwierigkeiten zu helfen.

Eben war sie im Begriff, ihre Schwestertracht, die sie sorgfältig aufgehoben hatte, genau zu besichtigen, als aufs neue die Türklingel schrillte.

Als sie öffnete, stand Herr Amadeus Kirchler vor ihr. Aber ohne Samtjacket. Und ohne Voden. Er war in Feldgrau. Therese war hierüber so erstaunt, daß sie vergaß, ihm sofort wieder die Tür zu weisen. Und er machte sich dies zunutze, indem er nähertrat und erklärte:

„Ich muß Sie unbedingt einige Minuten sprechen.“

„Guten Abend,“ sagte sie.

„Guten Abend. Aber bitte — wollen Sie nicht näher-treten?“

Mit einer einladenden Handbewegung deutete er auf das Wohnzimmer, und sie erwiderte:

„Sie sind sehr freundlich. Bitte — nach Ihnen.“

Das klang sarkastisch, aber Herr Kirchler überhörte es. Er schloß mit energischem Schwunge die Flurtür und trat dann hinter ihr in das hellerleuchtete, behagliche Zimmer.

Da stand sie, schaute ihn an und wartete.

(Fortsetzung folgt.)

Märchen aus Ostpreußen.

Von M. Braunschweig.

1. Die drei Schwäne.

Nicht gar weit südwärts von dem Hilmengrab steigen die Sandwände des rechten Angerappusers steil empor. Auf dem breiten Vorsprung des Oberlandes, den von zwei Seiten tiefe, strauchbewachsene Schluchten begrenzen, ist ein Friedhof. Unter alten Bäumen liegen die Grabstätten. Zu Häupten gar vieler ragt das litauische Zeichen des Pferdekopfes. Neugierig grüßt es auch von manchem Sichel der strohbedeckten Häuser. Dort am Abhang steht der frische Hügel eines Jünglings; der fiel im Kampf. Feldsteine ansäumen das Grab; rote Bänien blähen darauf; eine weiße Birke wacht daneben und am Kopfe ragt das Rossbild.

In jähem Tiefs steht der stille Fluß; drüben dehnt sich ein Dorf und dahinter träumt die Heide, rotbraune unendliche Heide. Ueber der weiten Landschaft brüht des glühenden Sommertages stimmereiche Ruhe.

Aus der wolkenlosen Höhe kamen drei wilde Schwäne gezogen; sie ließen sich schweren Fluges an dem frischen Totenhügel nieder; — zu Füßen der eine, zur Rechten der andere und zu Häupten der dritte Schwan.

Drei Tage waren verstrichen; da trugen die Wellen der Angerapp einen jungen Schwan daher. Am Friedhofabhang hielt er und begann wie werdend mit den kräftigen Stützen zu schlagen. Von dem Grab da oben aber flog der Schwan; der zur Seite gefessen, talwärts. Und daheim folgte des ruhenden Kriegers Viehse einem anderen.

Tage und Wochen vergingen. Der dritte Mond war bis auf Tageshrit dahin. Der Herbst färbte die Rante dunkler; im milden Sonnenstrahl leuchtete es gelb und braun von Wald und Heide; Altweibersommer umspann mit silbernen Fäden die leuchtende Pracht des Herbstes. Als dann die Sommerdögel südwärts wanderten und die Scharen der Schwäne über das Feldengrab hinzogen, regte der Schwan, der sich zu Füßen des Hügel niedergelassen hatte, seine Flügel und stieg auf zu den andern. Um den Toten in kühler Erde weint keine Schwester mehr.

Noch viele Jahre sahen der heiße litauische Sommer und der kalte litauische Winter den dritten Schwan zu Häupten des Jünglings sitzen und trauern. Doch als es einst wieder Frühling ward, junges Gras den Hügel umgrünte und Birke und Bänie aufs neue zu blähen begannen, da dehnte ein leptomal der alte Schwan seine gewaltigen Schwänge, als wollte er das Grab unarmen und den einsamen Schläfer darin, und sank dann lautlos hin.

Im Dorfe drüben hatte zu gleicher Zeit ein treues Mutterberg, das um einen im Kampf gefallenen Sohn schon manches Jahr geweint, zu schlagen aufgehört.

2. Das Märchen vom Bernstein.

und die Sonne schien auf ein raues und unwirtliches Land. Von Norden her trieben an den Strand, dessen weiße Sanddünen verlassen sich dehnten, die brandenden Meerestöwen. Auf den Dünen wuchs hie und da armüthig Kiefergestrüpp. Landwärts schloß sich feuriges Gebirg an, dahinter dehnten sich tiefe Wälder und dunkle Moore.

Umweit der blauen Flut, wo der Dain am dichtesten stand, hauste der stille Waldgott, wortlos und verschlossen. Selten, nur wenn Stürme durchs knurrende Gäßt tohten oder Hagel und Regen niederprasselten, sprach er. Dann war es ein Schuß- und Trostwort zu den aufgeschreckten Bewohnern seines weiten Gebietes. Dafür besah er ihre Liebe und ihr Vertrauen. — Etmals, zumal im Morgenrauen oder Abenddämmer, hielt er Zwiegespräch mit den Wellen. Die erzählten von dem, was sie gesehen und gehört hatten. Und stets, wenn sie von der Jugendschöne der Sonne zu erzählen begannen, lautete er solchen Mären und neigte sein Haupt dabei, daß ein seltsames Rauschen durch den Wald zog.

Nun erblickte er sie zum erstenmal. Und die Sonne, die schon so viel gesehen, sah hernieder und hemmte ihren Schritt am Himmel. Möglich, wie vor Scham erröthend, eilte sie von hinten, indem sie noch aus weiter Ferner goldige Abschiedsräthe dem Waldgott zusandte. Der hatte lautlos, ohne sich zu regen, zu ihr entporgesehen. Das also war die herrliche Sonne, von der die Wellen zu erzählen nie müde werden. Ein unkanntes, jählings nach Ausdruck suchendes Gefühl durchschauerte den Einsamen. Da zog es durch den abendlichen Dain wie ein heimliches zaghaftes Klüstern. Die Kronen der alten Bäume wogten hin und her; in ihnen tief geborgen, sangen die Vögel dazu. Das Klang so lech und froh, so ernst und träumerisch wie nimmer noch in dem kalten, unwirtlichen Lande.

Der nächste Tag graute. Im Walde war's still. Nur der Bach schwägte munter fort und lief den Wellen draußen entgegen, unbekümmert mit ihnen plaudernd.

„So war der Alte noch nie!“ rief der Bach.

„Wir vernahmen das wohl und haben es ihr hurtig erzählt“ erwiderten die Dinstewellen.

„Und was tat sie?“ fragte neugierig der Bach.

„Sie lächelte!“

„Wisse, Gesteht, daß ich schreiben muß!“

„Scheiden? Du mußt, Sonne?“

„Ich darf nicht länger weilen. Auch unser, der Himmelschen Glück geht einmal zu Ende.“

„Bleibe hier, Sonne! Du gabst mir Liebe, gabst mir höchstes Glück, mir und meinem Kinde! Und jetzt willst Du gehen?“ ächzte der Wald.

„Ich muß es ja — nach ewigem Ratichluß!“

„So wandere weiter, stolze Sonne! Sieh' schönere Lande, bringe aller Welt köstliches Glück — wie mir — nach ewigem Ratichluß!“

„Sprich nicht so, Du Einsiger! Du weißt nicht, wie ich Dich liebe. Ich liebe Dich, Waldgott, zu wahr, als daß ich Dich mit ganzer Gut lieben könnte. Höre: wen ich am heißesten liebe, dem löte mein Kuß!“

„So küsse mich, himmlische Sonne, küsse mich, mit Deiner ganzen Gut und lasse mich dann heben!“

„Und wisse weiter: wenn ich Dich geküßt und geküßt haben werde, eufteilt sich mein Kußlich und die Welt spottet meiner einflügen Schönheit.“

„Was läunert die strahlende Sonne das hämische Wort der Erde? Sie schweig, heißt Du ihr ein Geschenk! Nimm, was mein armes Reich gewährt, und wandle es in eine Gabe. Nimm mich, ewige Sonne, um unserer Liebe willen!“

„So lasse mich erst von Deinem Lande Abschied nehmen; ich seh' es erst nach Monden wieder, ohne Dich! Du wirst vergehen unter meinem Kuß. Doch keine Himmelskraft bringt Dich nach hundertjährigem Edkas der Welt zur Gabe dar. Mein Kußlich mag erlassen, wenn auf Deine Sterbeküste mein Herzblut fällt.“

Dann läste die Sonne den Wald, lang und heil.

Jahre um Jahre schwandten dahin. Da wurde der Schwur der Sonne wahr.

Längst war unter dem Feuerkuß der gewaltige Wald auf den weissen Dünen untergegangen und auf die Stätte, ba er gestanden, war das Bin der Sonne gestossen. Dann rollten die Wellen darüber. Nun ruht das Sonnenblut, zu goldglänzendem Gestein gewandelt, auf tiefem Meeresgrunde. Es ist des Landes kostbarster Schatz geworden. Und das Land, das einst rauh und unwirtlich war, geht und ist fruchtbar, seit die wandernde Sonne hier zum erstenmal gestaltet. Sie ist alljährlich wiedergekommen. Scheint auch ihr ebendem strahlendes Kußlich Nebelkuren des Landes zu tragen, so lächelt sie doch glückseligen Gratz hernieder auf das Berkeinland und seine Bewohner.

Kartoffelblüte.

Mühendes Kartoffelkraut,
Sankt vom Sommerwind untröst,
Janner wann ich Dich geschaut,
Wart Du mit ein Augentrost,
Wit der Bische Laubgezell,
Wit der Blüten Köstlichblau
Besit Du wie ein Blumenfeld
Dich hervor aus grüner Laub“

so jüngt Paul Gerol in seinem wenig bekannten Liede von der Kartoffelblüte, die jetzt, da der Sommer seinen Höhepunkt erreicht, der Rosenstrauch schon den ersten Purper abgestreift hat und im warmen Dauch des Julimonats die Birne heranzieht, überall auf den Feldern ihre Blütenpracht entfaltet. Der schwäbische Dichter hat dann der Poesie des blühenden Kartoffelkessels, der wir gerade heute ein besonderes Interesse und Verständnis entgegenbringen, in folgenden Versen einen ansprechenden Ausklang gegeben:

„Doch indem die Blüte fällt,
Räumt sie gern der Frucht den Platz,
So auch Du mein blühend Feld,
Hütet einen goldenen Schatz,
Unter Dir im Erdengrund,
Wächst willkommen Hausmannskost,
Eine Frucht, gesund und raud,
Mit und jung ein Magentrost.
Wenn ich drum in Sommers Pracht
Durch die blühenden Auren geh,
Denk ich gern der Winternacht,
Da dies Feld bebodet mit Schnee,
Doch am Tisch bei Lampenschein
Sigen Kindlein Kopf an Kopf,
Früh begrüßt Dich groß und klein,
Dampfender Kartoffeltopf.“

Seit jeher war uns die Kartoffel ein willkommener Magentrost, aber die Blüte, die zu gewöhnlich und alltäglich erschien, erfreute sich vor dem Kriege geringster Beachtung. Die Menschen schähen in der Regel das, was selten ist. Und dafür gibt uns die Kartoffel und ihre Blüte einen schlagenden Beweis. Als sie nach der Entdeckung Amerikas aus ihrer peruanischen Heimat nach unserem Erdteil verpflanzt worden war, wurde sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts in deutschen Gärten als Pflanze gezogen, und alles bewunderte damals ihre herrliche Blüte. Einer der ersten Deutschen, in dessen Garten die Kartoffel blühte, war der Breslauer Arzt Dr. Laurentius Scholz von Rosenau, der sie von einem französischen Fremde zum Geschenk erhalten hatte. Die Breslauer konnten sich damals an der Pracht der Kartoffelblüte nicht satt sehen, und sie ergingen sich in begeisterten Lobeserhebungen ihrer Schönheit. Etwa um dieselbe Zeit pflanzte der berühmteste Botaniker der damaligen Zeit Carl Clusius die Kartoffel in seinem Garten in Frankfurt a. M. ein. Clusius war der erste Deutsche, der den Nährwert der neuen Pflanze erkannt hatte, seine Bemühungen, sie aus diesem Grund schon in Ausgange des 16. Jahrhunderts zu verbreiten, hatten aber keinen Erfolg, er erreichte nur, daß sie von man ab in den Gärten der Stadt Frankfurt und ihrer Umgebung häufig als Pflanze gezogen wurde. Als Schmuckpflanze trieb sie damals Sengel von 3-5 Ellen, und sie wurde an Spalier gezogen. Zu jener Zeit hatte auch der Arzt und Botaniker Johannes Matthäus, der 1621 als Professor an der hessenschen Hochschule in Verbom geboren ist, eine Kartoffel in einem Blumentopf aufgezogen. Alle, die an seinem Fenster vorbeigingen, bewunderten die schöne Blüte des seltenen Gewächses. Als mit der Herr Professor von einem Verbomer Gerbermeister zur Hochzeit seiner Tochter geladen wurde, schenkte er der Braut ein Straußlein der kostbaren Blumen, das der Glücklichen beim Kirchgang als Brustschmuck diente. Als die Kartoffel schon längst in Deutschland als wichtiges Nahrungsmittel Verbreitung gefunden hatte, wurde man erst in Frankreich auf sie aufmerksam. Aber der Künan der Kartoffeln begannete jenseits des Rheins einen starken Widerstand. Das Hauptverdienst um die Verbreitung des Kartoffelkrautes in Frankreich gebührt dem Agronomen und Pharmazeuten Antoine Augustin Parmentier, der in Wort und Schrift dafür eintrat und auch den König Ludwig XVI zu interessieren suchte. Eines Tages erschien Parmentier bei Hofe mit einem eigenartigen Strauß, der nur aus — Kartoffelblüten bestand. Dersel vor er trotz des spöttischen Lächelns der Kölligen dem Könige an. Der Monarch nahm die Gabe auf das huldvollste an und steckte sich sogar eine der zierlichen kleinen Blumen ins Knopfloch. Und bei einem der nächsten Hofbälle trug die Königin Marie Antoinette Kartoffelblüten im Haar. So wurde das Wärmlein in Frankreich Modekreme, und erst die Modeblume verschaffte der Kartoffel als Nahrungspflanze jenseits des Rheins Eingang. Noch heute nennen die Franzosen die Kartoffelblüte Fleur die Parmentier. Als im Jahre 1832 der König Otto von Griechenland, der bekanntlich ein bayerischer Prinz war, seine Gemahlin nach Athen heimführte, überreichte eine Anzahl Jungfrauen bei der Begrüßung dem Königin einen Strauß Kartoffelblüten, und in ihrer Begrüßungsansprache wies eine der Jungfrauen darauf hin, daß die schöne Blüte von einer seltenen und köstlichen Frucht sei, die wohl im Heimatlande der

Königin noch unbekannt sei. Wenn wir uns heute an der schönsten Kartoffelblüte erfreuen und sie mit Herol als „Augentrost“ preisen, so denken wir mit dem Dichter nicht erst an den Winter mit dem „dampfenden Kartoffeltopf“, sondern zunächst an die ersten Frühkartoffeln, die demnächst auf unserem Tische erscheinen und nach der bösen Kartoffellosen Zeit sich für uns als ein echter Magenrost erweisen werden.

Grabhänder.

Henri Lavedan hat in l'Illustration einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er dazu auffordert, die deutschen Friedhöfe auf französischem Boden zu zerstören.

Das ist der Haß, der schon den Bahn gebiert,
Das ist der Haß des ziellos Verrobbten,
Der, Schon der eignen Ohnmacht wirgend, stirzt,
Die Art zur Hand, auf Kreuz und Kranz der Toten.

Das ist der Haß, der nimmer schlafen kann,
Der neidvoll oft das Augenmerk der Braven
Klopft mit dem fieberheißen Finger an:
Heraus, du Feind, auch du, du sollst nicht schlafen!

Du liegst, sechs Schuh tief, keines Ruhms bewußt,
In blanker Stirn, zerplüßert unter Eisen:
Ich will die Haare Band dir von der Brust,
Vom müden Tuch den kleinen Orden reißen!

Ich will dir, rhythmentoll, mein Nachelied
Tief, tief in die verwehten Ohren gröhlen;
Ich will, ein anbarmerger Störenfried,
Den Dolm dir wet'n in leere Augenhöhlen!

Ich will den Kranz, der um dein Kreuz sich schmiegt,
Die Blumen reißen von dem Schutze der Stäbe;
Will dich verlassen: Du hast nicht gesiegt;
Du harst und schweigst, — ich lache und ich lebe!

Ich will zertrümmern deine letzte Welt,
Will dir die Tücher reißen von den Leiden;
Mit jedem Schimpf, der einen Sieg vergällt,
Will ich die Leiche des Verhassten schänden!

Will mich im Taumel deiner Ohnmacht jren'n,
Die letzten Locken dir vom Schädel greifen,
Will in die Winde deine Knochen streu'n,
Daß sie die Hände durch die Gassen schleifen!

Wer bist du doch — du menschenähnlich Tier,
Durchbrechend aller Sitte fromm Gehege?
Im Westen lauscht ein deutscher Grenadier
Dem Schrei und legt den Hammer zu der Säge.

Er hat, dieweil sein Herz in Mitleid schmolz,
Noch unverhätet von der Not der Kriege,
Dem welschen Bruder just aus Waldesholz
Kamlos gezimmert seine letzte Wiege.

Er hat in Ehrfurcht, die sein Land ihn lehrt
Vor allen, die auf blu'gem Feld erkalten,
Des toten Feinds gekrümmten Leib geehrt
Durch ein Gebet und frommes Händesalzen.

Er steht und lauscht, sein Werkzeug nebenbei;
Den Fuß umkringelt noch des Sarges Späne —
Dein Wort klingt fremd ihm, wie des Schafals Schrei;
Dein Haß klingt fremd, wie Heulen der Hyäne.

Woh, Unmensch, dir, wenn ihm in Herz und Blut
Der Sinn erst dringt von dem, was du gesungen;
Wenn er den Schwur, den Schwur der Liebe tut,
Den ihm die heil'ge Notwehr abgeringen:

Nie soll, so lang in deutsche Hand sich schmiegt
Ein scharfes Schwert, die Bestie wieder lauern
Auf heil'gem Boden, brin mein Bruder liegt
In seines letzten Hauses stillen Mauern!

Nie soll der Unverjähliche ein Blatt
Vom welschen Kranz der stillen Schläfer pflücken;
Nie soll der Schnitt von meiner Toten Stadt
Nur einen Stein mit feigem Finger rücken!

„Und gönn' ich tapfern Feinden Feld und Haus,
— Weit schaffst die Welt den Raum für Volk und Länder —
Den Edelacker geh' ich nicht heraus
Dem töd'ichen Bahnhofs welscher Leichenhänder!“

Hudolf Preßler.

Büchertisch.

„Büchertischler Nr. 5653.“ Kriegserlebnisse eines deutschen Fron in Frankreich. Von U. von Bradel, Verlag von August Scherl G. M. B. H., Berlin, Preis 1.— Mark. „Es gibt im Grunde genommen kein roheres Volk als das französische“ hat Voltaire von seinen Landsleuten gesagt. Die Soldin des vorliegenden Buches hat diese Wahrheit nur zu sehr erfahren müssen, ihre Erzählung zeigt, daß die haßerfüllte französische Brutalität nicht einmal vor der wehrlosen Frau haltmacht, obwohl Frankreich sich das „ritterliche“ zu nennen beliebt. Es sind grauenvolle Bilder, die uns die Verfasserin, eine deutsche Dame von Rang und Stand, aus dem französischen Gefängnis- und Justizhausleben enthillt. Vom Kriegsausbruch in Paris überrascht, beschließt sie, als Engländerin dort zu bleiben und ihre ärztlichen Kenntnisse in den Dienst des roten Kreuzes zu stellen, in der archeinem Hoffnung, dabei auch den Unfrigen behilflich sein zu können. Man überweist der Engländerin, der gute Beziehungen den Weg zu vielen Behörden ebnen, vor allem die Fürsorge für die „versprenkten“ englischen Soldaten, die sich in Paris herumtreiben. Einmal überträgt man ihr sogar die Führung eines Mätktransports solcher Engländer an die Front, weil die Tommys über „Pflögerin“ besser gehorchen als den französischen Militärbehörden. — Das Mitleid mit einem von den französischen Sadisten roh gepeinigten deutschen Verwundeten wird ihr zum Verhängnis: sie wird verhaftet, angeklagt und als Spionin trotz mangelnder Beweise und trotz des lebhaften Eintretens ihrer englischen Freunde zu zwei Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Trotz allem Glend aber hält die Verfasserin durch, ja sie hat den Mut, nachdem sie nach ihrer Entlassung aus dem Justizhause einem Auslieferungslager überwiesen war und vergeblich schriftlich ersucht hatte, durch die amerikanische Botschaft Hilfe für die dort herrschenden Ungerechtigkeiten zu schaffen, aus dem Lager heimlich zu entfliehen und eine Reise nach Paris zu unternehmen. Vom Konsul des „neutralen“ Amerika hinausgeworfen, gelangt es ihr im Ministerium des Innern diese Hilfe zu erreichen. Dieser feste Streich bringt ihr sogar noch die minisierliche „Anerkennung“ als „Engländerin“ ein, denn eine Deutsche würde nach Ansicht der Franzosen den Mut hierzu nicht gehabt haben.

— Meine Kindheit von Maxim Gorki (Verlag von Ullstein u. Co., Berlin). Dieser erste Teil von Maxim Gorkis Memoiren ist Jahre vor der russischen Revolution entstanden. Jetzt, da er in deutscher Ausgabe erscheint, wirkt er als stärkliche und tiefste Kundgebung des nun befreiten russischen Volkstums. Ein Mensch spricht hier, naiv, schwerfällig und dann wieder voll wunderbar leuchtender Phantasie, ein Mensch, der in all seiner frühen Not seinen instinktiven Glauben an das Gute mit trotziger, unerfahrenem Herzen verteidigt hat. Ein düsteres Märchen nennt er seine Kindheit, ein unfröhliches Lied die Gespräche derer, die älter waren, ein Lied von Krankheit, Feuersbrüsten, Morden und Gammelsweihen, von Bettlern und schlümmen großen Herren. Tyrannisch liegt über diesen Szenen aus Nischni-Nowgorod die Atmosphäre eines stumpfen, gewalttätigen Hasses.

— Der Fürmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. E. Fehe. v. Grotthuis. Vierteljährlich (6 Hefie) 5 Mk., Einzelheit 90 Pf. Probezeit portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des ersten Jahrganges: Der „Ostseetempel“. Von Dr. Freiherrn von Maday. — Die Politik der inneren Mittel. Von M. E. Fehn. v. Grotthuis. — Eine Pfingstfahrt nach Südrland. Von Karl Stord. — Vater! hilf auch du! Von Georg Mar Knopff. — Mitleid oder Unterschätzung Frankreichs. Von Kurd v. Strauß. — Das Schloß und der Soldat. Von Max Jungnidel. — Der Reichskanzler. — Unser Recht auf Landnahme. — Das englische Gold als Kriegsmittel. Von Paul Dehn. — Lothringer Bauern. Von Unteroffizier Luttringer. — Das Vermögen des Jaren. Von Spiridion Gopcevic. — Die Ameise ein Geruchstier. — Bodenständige Kunst? Von P. Berglar-Schröder. — „Kalestrina.“ Von Karl Stord. — Tiermers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Magisches Zahlenquadrat.

28			20
	29	25	
		30	
	35	31	
40			32

In die leeren Felder des Quadrats sind Zahlen derart einzusetzen, daß die Summe jeder wagerechten und senkrechten Reihe 150 ergibt.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer:
Wille, Wölle, Welle.